



Mitteilungen Nr. 3+4 / 2005

...auf hin hatte lassen können. Wie gute Eltern den s
n auf den Weg geben, daß sie sich in acht nehmen
und standhaft sein in allem Guten, so werde es auch
ihm lieb habe. Darum sei gut, wenn man sich aller
me von Gott.

Mutter verstaunete ganz, als Mareili berichtete, wie es
wie es den Engel lebendig auf der Welt gefunden.
zu sich selbst kam, sagte sie alsbald: „Habe ich
agt, es sei kein Engel gewesen, sondern eine vornehme
ter?“ Daran, daß sie es von Anfang an gesagt u
geschwiegen, lebte sie wenigstens eben so wohl al
önnte und ließ der Mutter die Freude, recht gehab
ihm die Freude am Engel; und wo Jedes dem s
a ist's schön, da ist Friede.

fundener Engel in einen Lebenskreis trittet, da gie
Um ihn bewegten sich ihre Gespräche, er bildete
eerilebens. Mit besonderem Geiste wurden



Wie lernte ich Deutsch? Seite 6 **PostFinance: Deutsch und anderes** Seite 14

Editorial	3
<i>Peter Zbinden</i>	
Der zeitlose Gotthelf	4
<i>Mario Andreotti</i>	
Wie lernte ich Deutsch?	10
<i>Eduard Engel</i>	
Agenda	11
Deutschstunde mit Lehrer Lämpel	13
PostFinance: Deutsch und anderes	14
Rail Away... Ist der Zug abgefahren?	16
Der Bundesrat hat sich dazu durchgerungen	18
Vermischtes zur Sprache	19
E-Post an den Jelmoli-Versand	22

Impressum**Herausgeber**

Verein Sprachkreis Deutsch SKD

BriefVerein Sprachkreis Deutsch SKD
CH-3000 Bern (kein Postfach)**Fax**

SKD 032 331 01 19

E-Post an

info@sprachkreis-deutsch.ch

Internet

www.sprachkreis-deutsch.ch

Postkonto

SKD 30-36930-7

Auflage

500 Ex.

Druck

Schwab Druck AG, 3250 Lyss

Kostenlose Exemplare der
SKD-Mitteilungen sind beim SKD,
CH-3000 Bern, erhältlich

"Die Sprache eines Volkes ist der Spiegel seines Gemütes und seines geistigen Lebens; wer sich der Sprache seines Volkes entfremdet, entfremdet sich seines Volkes selbst."

Ernst Moritz Arndt



Liebe Leserin,
lieber Leser

Herzlichen Dank,
die Sie den SKD
mittragen helfen.
Den erfreulichen
Spendenzuwachs

pro 2005 schreiben wir unserer auch international gewürdigten Haltung in der Frage der Rechtschreibung zu, wo Politik und Verwaltung sich nicht einmischen sollten. Dazu melden wir uns 2006 wieder ausführlich.

Die vorliegende Nr. 3 unserer Vereinsschrift beschliesst den Jahrgang 2005. Wir bleiben beim neuen, handlichen Format und folgen unserem Leitbild: Pflege der Schriftsprache und Mundart, überzeugtes

Einstehen für die Landessprache(n), selber weniger Anglizismen anwenden und der eigenen Sprache mehr vertrauen.

Die inhaltlichen Gewichte sind diesmal etwas anders verteilt. Neben Kurzbeiträgen und Briefen an die Redaktion oder aus dem Internet erfahren Sie von Mario Andreotti, warum Gotthelf heute noch lesenswert ist. Von Eduard Engel vermittelt Ihnen Stefan Stirnemann „Wie lernte ich Deutsch“ (Rückschlüsse auf heute sind erwünscht!)

Die Sprache der Jugend ist Thema von vier Texten, die uns aus Deutschland und der Schweiz erreichen. (Besprechung im Internet). Wir lesen u.a. die von Sprachwissenschaftlern

und Journalisten schon oft vorgebrachten Argumente über die angebliche Gefährlosigkeit der Anglizismen und die Bevorzugung von Englisch im Beruf und von Frühenglisch in der Grundschule - eingepackt in ein Bekenntnis zu Deutsch. Der Stärkung der deutschen Sprache gelten im nächsten Jahr unsere besonderen Anstrengungen .

Der Sprachkreis meint: Ja zu Englisch-Basiskenntnissen auf Grundschulstufe sowie verbesserte Kenntnis der Erstsprache und der Nachbarsprachen: sie führen Menschen unseres Landes zusammen.

Peter Zbinden

Der zeitlose Gotthelf

Sieben Gründe, warum der Berner Dichter heute noch lesenswert ist

Mario Andreotti

Sieht man, mit welcher Zahl von Veranstaltungen - es sollen deren mehr als neunzig gewesen sein - unser Land das Gedenkjahr zu Jeremias Gotthelfs 150. Todestag begangen hat, so lässt sich geradezu von einem „Gotthelf-Boom“ sprechen. Da gab es von Tagesausflügen zu den Gotthelf-Stätten über Vorträge und Lesungen zu Gotthelf und über Ausstellungen zum „Bauernspiegel“ und zur „Schwarzen Spinne“ bis hin zu imitierten Gotthelf-Predigten, bei denen die Besucher in historischen Kleidern und Trachten auftraten, fast alles. Begegnungen mit Gotthelf hier, Gotthelf-Abenteuer dort. Wahrlich, das Geschäft mit dem Berner Dichter boomt. Doch gilt das auch für die Lektüre seiner Werke? Wird Gotthelf heute noch gelesen? Ist er denn überhaupt noch lesenswert? Ich meine „ja“ und will das anhand von sieben Argumenten belegen:

Ein erstes: Gotthelf gehört nach wie vor zu unsern bedeutendsten deutschsprachigen Erzählern. Gottfried Keller, Zeitgenosse und politischer Gegner des Berners, hat ihn denn auch als „das grösste epische Talent, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte“, bezeichnet.

Ein zweites: Gotthelf besitzt einen ungeheuer weiten Horizont. Die Themen seiner 13 Romane und rund 75 Erzählungen reichen von der Welt des Glaubens über Fragen des menschlichen Lebens und der Gemeinschaft, insbesondere von Ehe, Familie und Staat, bis zu Vorschlägen zur Reform von Schule und Lehrerbildung.

Ein drittes: Gotthelfs Werk ist reich an Lebensweisheiten, d.h. an allgemeinemenschlichen und religiösen Sentenzen. Drei Beispiele aus dem Bereich von Er-

ziehung und Bildung, der dem Dichter besonders am Herzen lag, mögen stellvertretend für viele andere stehen: Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland. // Es rankt am Mensch der Mensch empor zur Menschengestalt. // Man schreibt ganze Fuder voll über Pädagogik und vergisst dabei vor lauter Weisheit die Hauptsache in der Erziehung: die einfache, unverfälschte Liebe.

Ein viertes: Gotthelf ist ein Meister des plastischen Stils. Er setzt, wo immer möglich, für den blassen Begriff die farbigen Beispiele: In „Uli der Knecht“ etwa ärgert sich der Meister nicht einfach, sondern er flucht sich die Zähne aus dem Maul, gerät ein schlampiger Wirt nicht einfach in Armut, sondern endet bei Bettelbrot, Spitalsuppe und auf einem schlechten Strohsack.

Ein fünftes: Wenn Gotthelf auch alles andere als ein biederer Heimat- und Bauerndichter ist, so bildet sein Werk doch eine Fundgrube älterer Lebensformen, Sitten und Bräuche. Dieses folkloristische Moment dürfte ja - man möchte fast sagen „leider“ - der entscheidende Grund sein, warum der Dichter aus Lützelflüh gerade heute wieder „in“ ist, warum sich selbst das Schweizer Fernsehen so rührend um ihn bemüht.

Ein sechstes: Zwar entfernen wir uns zeitlich von Gotthelfs Welt immer mehr, gleichwohl bleibt Gotthelf mit einer ganzen Reihe seiner Werke, deren Gehalt fraglos überzeitlich ist, aktuell. So beispielsweise mit der künstlerisch unübertroffenen Novelle „Die schwarze Spinne“, die uns, als grausige Wiederholung des biblischen Sündenfalls, vor den fatalen Folgen menschlicher Hybris, vor dem Glauben, für den Menschen sei alles machbar, warnt. Angesichts einer Gentechnologie, deren Auswirkungen für uns noch nicht abzusehen sind, eine ernstzunehmende Warnung.

Ein siebtes: Gotthelf ist nicht nur politisch und literarisch aktiv, er ist auch Pfarrer - kein tüchtiger Prediger zwar, aber

leidenschaftlicher Lehrer und Seelsorger. Das Wirken im Alltag ist ihm ebenso wichtig wie der sonntägliche Auftritt auf der Kanzel und wie sein dichterisches Schaffen. „Die Bibel gibt dem Leben seine Weihe, das Leben macht die Bibel lebendig“, heisst es im Roman „Anne Bäbi Jowäger“. Es gibt wenig deutschsprachige Autoren, die das Leben in seiner ganzen Fülle zeigen wie Jeremias Gotthelf.

Sieben Argumente, die einladen sollen, wieder einmal zum Werk Gotthelfs zu greifen. Sei es einer der grossen Romane, sei es einer seiner Novellen der mittleren Schaffenszeit - Gotthelf ist noch heute eine Fundgrube dichterischer Schönheit, religiöser, psychologischer und sittlicher Weisheit.

■ *Mario Andreotti, Prof. Dr., wohnhaft in Eggersriet SG, ist Mittelschullehrer, Lehrbeauftragter für Sprach- und Literaturwissenschaft an der Universität St. Gallen, Mitglied verschiedener Preisgerichte für Literatur, Leiter von Autorenseminaren und Sachbuchautor des Berner Verlags Paul Haupt („Die Struktur der modernen Literatur“, „Traditionelles und modernes Drama“)*



Wie lernte ich Deutsch?

Von Eduard Engel

Zur Einführung: Eduard Engel (1851-1938) war ein bedeutender Schriftsteller und verfasste erfolgreiche Bücher über Literatur, Sprache und Stil. Seine klassische „Deutsche Stilkunst“ erschien 1931 in einundreissigster Auflage.

Im Dritten Reich war Engel wegen seiner Herkunft verfemt; sein Werk war ohne Rechtsschutz. So konnte der Hochstapler Ludwig Reiners 1944 eine andere „Deutsche Stilkunst“ herausgeben, die er in wesentlichen Teilen Engel abgeschrieben hatte (Stefan Stirnemann, Ein Betrüger als Klassiker, Eduard Engels Deutsche Stilkunst und Ludwig Reiners. In: Kritische Ausgabe, Zeitschrift für Germanistik & Literatur 2/2004). Der folgende Abschnitt stammt aus Engels Erinnerungen „Menschen und Dinge, Aus einem Leben“ (Zweite Auflage, Copypyright 1929).

Als ich von meinem Gymnasium nach Berlin auf die Hochschule ging, sprach und schrieb ich die Sprache, die ich im Leben meiner hinterpommerschen Kleinstadt und auf der Schule gehört und gelernt hatte. Ich brauche sie nicht zu beschreiben; sie war das Gemengsel, das in Deutschland für bestes Deutsch gilt. So scheußlich war die Deutsche Sprache damals, um 1870, noch nicht verschmutzt wie heute. Ich selbst kannte nur wenige Fremdwörter außer den zur Schulsprache gehörigen, amtlich vorgeschriebenen. Man las damals, zumal draußen im Lande, viel weniger Zeitungen als heute, und ich hatte so selten eine Zeitung in die Hand genommen, daß mir selbst die feststehenden Fremdwörter des staatlichen Lebens unbekannt waren. Fand ich als Primaner beim gelegentlichen Blick in eine Berliner Zeitung Wörter wie Fraktion, Budget, Amendement, etatisieren, so

las ich drüberweg; langweilig, weil mir kaum halbverständlich, war der Inhalt ohnehin; Aufklärung zu erfragen, kam mir nicht in den Sinn.

So blieb ich sprachlich lange im Zustande der Halbunschuld: jeder Kleinstadtprimaner von heute würde solche Unkenntnis in der Fremdwörterkunde garnicht begreifen. Zu den vielen geistigen Wandlungen zwischen ehemals und heute gehört das Zeitunglesen der jungen Leute. Wir damalige Oberklassenschüler wußten so gut wie nichts von den politischen Vorgängen in Preußen und in der Welt. Es war uns Sekundanern unklar, warum wir Krieg mit Österreich führten, und erst der Krieg von 1870 mit Frankreich war uns verständlich.

Das öffentliche Ereignis, das in den 60er Jahren auf mich den stärksten Ein-

druck machte, war die Einführung des Zehnpfennigbriefs, bald darauf der Postkarte. Aber wie gesagt: in der Fremdwörterbildung waren wir alle sehr rückständig, und Unterricht im Deutschen hatten wir damals ebensowenig, wie ihn die heutigen Schüler haben. Der einzige Unterschied ist dieser: zu meiner Schülerzeit war die Unterrichtsverwaltung ehrlich, sie prahlte nicht mit großartigen neuen und neuesten ‚Richtlinien‘; sie schwindelte nicht: Deutsch steht im Mittelpunkt des Unterrichts. Deutsch war genau so wie heute ein untergeordneter Gegenstand, obwohl auf den Deutschen Aufsatz Wert gelegt wurde. Man las die Klassiker, stocherte an ihnen herum, machte Aufsätze über den Charakter Oktavios, untersuchte den Grad seiner Verräterschaft, prüfte die Schuld der Jungfrau von Orleans, die Schuld Maria Stuarts, die Schuld der Fürstin von Messina, und dergleichen nannte man damals wie heute ‚Deutschen Unterricht‘.

Eine Stunde, in der wir planmäßig gelernt hätten, was in den zahllosen Zweifelfällen der Deutschen Sprache als falsch, als richtig, als unbedingt verwerflich, als zulässig gelten muß, haben wir nie gehabt. Es gibt auch heute, unter der Herrschaft der neuesten ‚Richtlinien‘ und

der Mittelpunktstellung des Deutschen, keine solche Stunde, selbst nicht an den Real- und den Oberschulen. Unterricht im guten Satzbau? Ja wohl: fürs Lateinische, Griechische, Französische; aber fürs Deutsche? Nie ein Wort. Wir machten Aufsätze, ich denke, schon von Quarta an, und von Sekunda bis zum Abschluß, zur ‚Reife‘, sehr geschwollene, über die tiefsten Fragen des dichterischen Strafrechts. Doch nie ist uns ein Wort darüber gesagt worden, wie man einen vernünftigen Aufsatz, d.h. doch die Darstellung von Gedanken, aufbauen solle. Und heute? ‚Js so, Bliwwt so.‘ Unsre gute Schule – sie war gut, und ich ehre sie – hielt uns alle für ein begnadetes *Ver sacrum*, dem die Gottheit die Kenntnis richtiger Deutscher Sprache und guten Gedankenausdrucks im Schlafe durch Eingebung verleiht. Diesen frommen Glauben haben sich alle Deutsche Unterrichtsverwaltungen bis heute bewahrt. Es geht nichts über geheiligte Überlieferungen.

Doch!, deutlich erinnere ich mich: einmal, ein einziges Mal habe ich so etwas wie einen Unterricht im richtigen Deutsch genossen: in Tertia zürnte mir der liebe Albert Heintze grimmig wegen eines ‚tuen‘; ‚tun‘ heißt es, nur ‚tun‘, wie kann

man ‚tuen‘ schreiben! – Wie fest solcher Unterricht sitzt, das sehe ich aus diesem Beispiel: nie wieder habe ich ‚tuen‘ geschrieben; aber zu lesen, in Büchern und in Zeitungen, bekomme ich es noch heute recht oft, weil denen, die so schreiben, kein strenger Deutschlehrer je gesagt hat, daß ‚tuen‘ falsches Deutsch ist.

Ein Wort gegen die Fremdwörter habe ich nie vernommen, selbst nicht von Heintze. Wahrscheinlich waren wir hinterpommersche Tertianer so weit in der Bildung dahintergeblieben, daß wir außer den Fachfremdwörtern der Sprachlehre keine Fremdbrocken kannten. Den Tertianer von heute möchte ich sehen, der nicht mit Inflation, Organisation, stabilieren und stabilisieren, katastrophal und *kollosaal*, strukturell, sexuell, ethisch usw. um sich wirft, wie früher nicht einmal jeder Deutsche Professor der Philosophie.

In diesem Zustande des Nichtunterrichtetseins in der Deutschen Sprache kam ich nach Berlin und wurde mit 19 Jahren Student, gleichzeitig Schreiber im Stenografenamts des Abgeordnetenhauses. Natürlich hieß ich sehr vornehm: Sekretär, was mir zu nicht geringem Dünkel gereichte, denn ich lebte ja in dem Zustan-

de Deutscher Bildungslosigkeit, wo das Fremdwort für das Zeichen der höheren Kaste, der geistigen Überlegenheit gilt. Wenn ich seit mehr als einem Menschenalter das Fremdwort für das Zeichen der Unbildung, den bewußten Fremdwörtler für den schmockischen Dünkler erkläre, so spreche ich aus dem eignen geistigen Erleben: auch ich habe einst auf jener Stufe der Unbildung und des kindischen Dünkels gestanden; doch nicht lange, nur in den schnell überwundenen Jungmannsjahren sprachlicher Roheit und Unreife.

Ein eigenartiges gütiges Geschick hat mich sehr bald die höhere Stufe sprachlicher Einsicht, Bildung und Kunst ersteigen lassen. Der mir vorgesetzte Stenograf, schon damals ein berühmter Schachspieler, der junge Überwinder des großen Andersens, einer der meisterlichsten Kurzschreiber, trefflicher Sprachkenner vom Joachimstalschen Gymnasium her, Emil Schallopp, sagte mir das von ihm aufgenommene Stück Rede ein, und ich schrieb nach. Das Deutsche ging glatt, ich hatte sogar eine Ahnung von den Satzzeichen, obwohl auch die niemals planmäßig gelehrt worden waren; nur bei den Fremdwörtern, die kaum in einem einzigen längeren Satze fehlten, haperte es bei

mir. Die noch frische Kenntnis des Lateinischen, Griechischen, Französischen half mir, und ich gab mir keine allzu arge Blößen. Dann aber kam ein Wort, das meinem Stenografen ganz geläufig war, mir wildfremd, das ich mir aus keiner mir bekannten Sprache erklären konnte: budgetär, und ich stockte. Schallopp buchstabte, und ich schrieb, aber klüger wurde ich nicht. Wir sprachen in der Arbeitspause darüber, Schallopp erklärte es mir: Budget (französisch ausgesprochen) = Haushalt, budgetär=haushaltsmäßig. Ich begriff, aber es blieb ein Stachel. Der Stachel schwärte, aber ich stand ja noch auf der echtdeutschen Bildungsstufe, auf der das noch so blöde Fremdwort für verehrungswürdig gilt, für *tabu*, für das Zeugnis der höheren, der höchsten Bildung. Schallopp wußte mehr Latein und Griechisch, etwas weniger Französisch als ich, war aber schon durch einige Jahre seiner Stenografentätigkeit abgebrüht, abgestumpft; ähnlich ging es den andern sprachwissenschaftlich hochgebildeten Herren des Amtes, z. B. dem Hieroglyphenkenner Ritter. Sie sahen, was ich sah, aber sie empfanden es nicht ganz so wie ich, nicht als so dumm, roh, sprachwidrig, wie es war. Etwas Angeborenes, Ererbtes wird bei mir mitgewirkt haben: ich erin-

nere mich, daß mein früh, in meinem zehnten Jahr uns entrissener lieber Vater mich, den achtjährigen Vorschüler, einst verbesserte: ich hatte ‚Abteilung‘ nach seiner Ansicht falsch betont, ich weiß nicht mehr wie; aber jedenfalls hatte mein Vater, der ein sprachgebildeter Mann war, aber ebenso wenig einen richtigen Deutschunterricht genossen hatte wie alle Deutsche vor hundert Jahren, aus eignem Triebe über Sprachgesetze nachgedacht. Ihm verdanke ich doch wohl die Anlage zum Deutschen. Dennoch wäre diese schwache Anlage verkümmert ohne die täglichen Anstöße zum Nachdenken – nicht bloß über die Fremdwörter, nein allgemein über Ausdruck, Formen, Klarheit, Satzbau.

Budgetär! Ich stellte leicht fest, daß dies ein ganz französisches Wort war, daß also preußische Abgeordnete ganz französisch sprachen, und frug mich: warum? Ich mußte schreiben: Amendement, ja Sousamendement – damals nur so; heute, großartiger Fortschritt, Unteramendement -, amendieren. Ich kannte die lateinischen Wörter *menda* und *emendare*, nicht die französischen Ableitungen; aber ich frug mich: warum spricht Herr Eugen Richter französisch?, warum sagt

er nicht Verbesserung, Verbesserungsantrag, Unterantrag, verbessern? – Ich hörte und schrieb: Fraktion, und dies bedeutete Partei. Ich verstand den entfernten Sinn von Fraktion, weil ich das lateinische *frangere*=zerbrechen kannte, aber ein lateinisches Wort *Fractio*, nun gar mit dem Sinne ‚Partei‘ gab es nicht. Was für eine Sprache also war die, die von diesen für hochgebildet gehaltenen gewählten Vertretern des preußischen Volkes gesprochen wurde? So also stand es mit den geschwollenen fremdwörtelnden Urkunden höchster Bildung? So?

Ich war 19 geworden; die großmächtigen Herren Stenografen, überwiegend Sprachwissenschaftler, einige schon Doktoren, waren alte Gelehrte und Künstler ihres Faches, 27, 28 Jahre alt; ich wagte nicht, meine schülerhaften Gedanken – siehe Faust, ersten Teil – den Meistern ungeschminkt vorzutragen. Ich schrieb nach, was mir zugesagt wurde, aber ich prüfte, untersuchte jedes Fremdwort auf Notwendigkeit, Inhalt, Herkunft, Sprachform – und wurde innerlich immer verwirrt. Es schwärzte, es garte, es ließ mir keine Ruh. Ich 19jähriger Junge konnte doch nicht klüger sein als ein ganzes großes Abgeordnetenhaus von 400 gebilde-

ten, zum Teil sehr berühmten Männern; es mußte wohl notwendig oder schicklich sein, daß man nicht Haushalt, Verbesserung, Partei sagte; daß aber irgendetwas hier nicht ganz stimmte, wurde mir immer klarer. Als ich dann, nach wenigen Wochen, in einem Wettschreiben über mehr als ein Dutzend Mitbewerber siegte, der Einäugige über die Blinden; als ich selbst, immer noch mit 19 Jahren, einer der zwölf Auserkorenen wurde, die ‚amtliche Stenografen‘ hießen, als ich selbst großartig einen ‚Sekretär‘ – einen stellenlosen Schauspieler und Possendichter, Mitarbeiter des damals sehr berühmten Wilkens – zugewiesen bekam, Vorgesetzter wurde und ‚diktierte‘, da schwoll mir der Kamm, und ich nahm mir heraus, über die Sprache, die ich hören und einsagen mußte, zu urteilen, zunächst nur für mich, aber ernsthaft zu urteilen.

Und dann wurde ich amtlicher Stenograf im ersten Deutschen Reichstag und arbeitete täglich in zwei Sitzungen; bekam süddeutsche Redner zu hören, die ebenso fremdwörtelten wie die preußischen, und da, noch vor meinem 20. Geburtstag, wußte ich in den Grundzügen, was ich heute bis in alle Einzelheiten weiß: die unzähligen Fremdwörter im Deutschen,

fast für jeden Begriff eins, sind keine Notwendigkeit, keine Folge der Armut unsrer Sprache, sondern eine Sprachkrankheit, eine Geistesseeche. Sie sind keine Bereicherung, sondern ein Aussatz, der den gesunden Sprachkörper anfrisst. Sie sind zum geringern Teil schlechte Gewöhnung in Folge schlechter Erziehung in Schule, Haus und Leben; zum größten Teil Ausfluß der Eitelkeit und Wichtigtuerei. Die Sprachform der Fremdwörter ist fast durchweg roh, gemein, pöbelhaft, verquatscht. Grade wer fremde Sprachen gründlich gelernt hat, muß die Fremdwörter wegen ihrer verlüderten Form verabscheuen. Diese widerte mich, den angehenden Sprachforscher, am meisten an. Ich erinnere mich noch heute, nach bald 60 Jahren, wie ich als schauderhaftes Beispiel äußerster Sprachverhunzung das Wort ‚Interessenten‘ anführte. Lasker hatte es arglos gebraucht.

So weit war ich früh, zunächst aber nur im willigen Geist; das Fleisch bei der Anwendung blieb schwach. Es war ja so sehr bequem, zu schreiben: problematisch, theoretisch, Initiative, Prärogative, prädestiniert usw., und es kam hinzu die knabenhafte Eitelkeit: mit solchen großartigen Wörtern stehst du ebenbürtig da. Da

ich aber ein Mann ward, tat ich das Knabenhafte ab; Unzählige bleiben in diesem Punkt ewig knabenhaft, pennälerisch.

Mit der Erkenntnis des Fremdwörterunfugs war es nicht getan, – ich mußte beim Einsagen an meinen Schreiber an die Druckfertigkeit der Rede denken. Alle Stenografen taten das, alle tun es noch heute: fast kein Deutscher Redner spricht druckfertiges Deutsch, von hundert baut kaum einer deutschfähige längere Sätze. Der Stenograf ändert nichts am Ausdruck, seine Pflicht verbietet ihm, ein plattes Wort aufzuhöhen; aber seine stillschweigende Pflicht ist es, die schlechtgebauten Sätze einzurenken und gebildete Sprache daraus zu machen. Die Redner selbst betrachten dies als selbstverständlich, glauben aber hinterher, daß sie selbst vollkommen druckfertig sprechen.

Wie unzählige Male war ich gezwungen, mir klar zu werden über das Richtige in Zweifelfällen wie: trotz *des* oder trotz *dem*, - kostet *mir* oder kostet *mich*, - mit hohem erdrückenden oder erdrückendem Zoll, - angewandt oder angewendet, - frug oder fragte, - her oder hin, - fort oder weg, - *habe* oder *bin* gestanden, usw. Kein Tag, kaum ein ‚Turnus‘ (Zehnminutenstück

der Sitzung), wo nicht eine zweifelhafte Form oder Wendung den Entscheid über Richtig und Falsch forderte, und auf Grund welcher Sprachgesetze sollte ich entscheiden? Ich hatte ja von meiner Schule nicht die geringste wissenschaftliche Kenntnis meiner Muttersprache mitbekommen. Dann frug ich meine sprachlich feingebildeten Amtsgenossen; man stritt, man entschied, jeder anders, und wir stellten ehrlich fest: keiner von uns hatte auf seiner Schule über Fragen dieser Art etwas gehört, *keiner hatte einen wirklichen Unterricht in der Deutschen Sprache gehabt.*

Dies war eine Entdeckung, sie entschied über meine ganze fernere Geistesbildung. Eigentlich müßte jeder gebildete Deutsche diese furchtbare Entdeckung machen; manche machen sie, die meisten nicht. Im allgemeinen herrscht in Deutschland der Zustand: die Schule lehrt nicht Deutsch, weil Deutsch nur anstandshalber im Lehrplan steht; sie lehrt in den sogenannten Deutschen Stunden allerlei Gekakel um unsre Klassiker herum, aber nicht Deutsche Sprache, Deutschen Satzbau, Deutschen Stil. Sie könnte dies alles beim besten Willen nicht lehren, denn ihre Lehrer habe es auch nicht gelernt,

sondern ‚Germanistik‘, und die ist etwas ganz andres. Die Deutschen Unterrichtsverwaltungen, deren Träger ja auch keinen Unterricht im Deutschen genossen haben, erwarten die Deutsche Sprachbildung vom lieben Gott, allenfalls noch vom Deutschen ‚Sprachgefühl‘.

Viele Gebildete sagen sich: die Schule hat mich nicht Deutsch gelehrt, also muß ich diese Versäumnis durch Selbstunter-

Sprachberatung

Eine neuartige Sprachberatung bietet die Stiftung Deutsche Sprache an. Unter sprachberatung@stiftungds.de erhalten Sie praktische Hilfe bei der Suche nach deutschen Wörtern für neu eingeführte englische Begriffe. Diese kostenlose Dienstleistung für Wirtschaft, Wissenschaft und Schulen, Verwaltung, Werbung, Medien und Politik soll verhindern, daß sich englische oder pseudoenglische Ausdrücke nur deshalb verbreiten, weil nicht beizeiten ein passender deutscher Ausdruck gesucht und gefunden worden ist. (sn)

richtig machen, und sie arbeiten eins der guten Lehrbücher des richtigen Deutsch durch, an denen es nicht mangelt. Bücher dieser Art gibt es in keinem andern Lande als in Deutschland, denn nur in Deutschland ist der Unterricht in der Muttersprache eine Spielerei. – Sehr viele aber glauben: Ich habe das Zeugnis der Reife, auch im Deutschen, was brauche ich mehr?, und rühren nie ein Buch über richtiges und falsches Deutsch an. Zu diesen Vielen gehören viele Deutsche Schriftsteller, selbst einige Ganzgroße, die sich, ohne daß sie je Deutsch gelernt haben, für Klassiker unsrer Sprache halten.

So lernte ich Deutsch! Die Erkenntnis, daß ich es vorher nie gelernt hatte; die tägliche Einsicht in das schauerhafte Deutsch all der gebildeten Männer, die es auch nie gelernt hatten; die Aufgabe, sie anständiges Deutsch sprechen zu lassen und dieses zum Druck zu befördern, - jene heilsame Erziehung und Selbsterziehung durch mein Amt, das ganz und gar der deutschen Sprache gewidmet war, sie sind es gewesen, denen ich verdanke, daß ich früh die Pflicht erkannt habe, in der Deutschen Sprache und in allem, was mit ihr zusammenhängt, den Mittelpunkt meiner Bildung zu sehen.

■ *Stefan Stirnemann, Studium der reformierten Theologie und klassischen Philologie in Basel, Lizentiatsarbeit über die deutsche und altsprachliche Grammatik des 19. Jahrhunderts, Mitarbeiter am grössten Wörterbuch einer Sprache, am Thesaurus linguae Latinae (München), zur Zeit Lehrer am Gymnasium Friedberg in Gossau (SG), Mitglied der Forschungsgruppe Deutsche Sprache (FDS, Netzseite: www.sprachforschung.org).*

SKD-Agenda

11. November 2005

SAGW-Tagung in Biel vom 11. Nov. 2005 „Sprachdiskurs in der Schweiz. Vom Vorzeigefall zum Problemfall?“

30. November 2005

Mittwoch, 30. November, MV 2005 (statutarische Geschäfte), Bern, Hotel National (Singsaal, 2. Stock), 15.15h –16.15h

Über weitere Veranstaltungen orientieren wir künftig am Netzstandort www.sprachkreis-deutsch.ch

Vom Dada zum Slam

Grenzbereiche der modernen Literatur

Innerhalb der literarischen Moderne gibt es neben der sog. offiziellen Literatur, die sich u.a. im Lektürekanon unserer Schulen spiegelt, seit jeher eine Literatur, die irgendwo am Rande angesiedelt ist und die man deshalb gerne mit dem Begriff der „Subkultur“ in Verbindung bringt. Sie reicht von der dadaistischen Collage über die konkrete Poesie, über Experimentalroman und Hypertext bis zum Beat und zur Slam Poetry.

In unserem Referat fragen wir nach den geistigen Hintergründen, aber auch nach dem besondern Kunstcharakter dieser avantgardistischen Literatur, um dann auf die wichtigsten ihrer Formen anhand von Text- und Hörbeispielen kurz einzugehen.

Referent: Prof. Dr. Mario Andreotti
Hauptlehrer an der Kantonsschule
und Lehrbeauftragter an der Universität St. Gallen

Kantonsschule am Burggraben
St. Gallen, Aula Altbau D 30

Freitag, 18. Nov. 2005, 19.30 Uhr

Deutschstunde mit Lehrer Lämpel

(me) In loser Folge sollen an dieser Stelle in den MITTEILUNGEN und im Netz häufige sprachliche Verstöße unter die Lupe genommen werden.

Heute betrachten wir zuerst die zwei Ausdrücke anscheinend und scheinbar. Sowohl in der Mundart als auch im Hochdeutschen wird fast nur noch „scheinbar“ gebraucht. In manchen Fällen ist diese Beschränkung jedoch ein Fehler. Zwei Beispiele mögen dies veranschaulichen:

- Herr Hürlimann hatte sich scheinbar von seiner Krankheit gut erholt; nach ein paar Monaten musste er jedoch wieder ins Spital übergeführt (nicht: überführt) werden, wo er kurz darauf starb.

- Herr Hürlimann hat sich anscheinend von seiner Krankheit gut erholt, er kann nun wieder ganztägig arbeiten.

Scheinbar bedeutet also etwas, das bloss so scheint, in Wirklichkeit aber

nicht den Tatsachen entspricht. Anscheinend hingegen ist etwas, das nach menschlichem Ermessen zutrifft.

Nun wenden wir uns dem Verb verdanken zu, das uns in zweierlei Hinsicht Fallen stellt. Oft wird es bei uns als gleichbedeutender Ausdruck für „danken“, „Dank aussprechen“ gebraucht. Ein Beispiel:

- Mit ein paar lobenden Worten verdankte der Präsident die Ausführungen des Gastreferenten.

Dieser Gebrauch ist jedoch ein sog. Helvetismus, den man ausserhalb unseres Landes nicht kennt. Richtig hochdeutsch müsste es heissen:

- Mit ein paar lobenden Worten dankte der Präsident dem Gastreferenten für seine Ausführungen.



In der ursprünglichen Bedeutung sollte „verdanken“ nur für etwas gebraucht werden, für das wir wirklich dankbar sein können. Wenn in der Wetterprognose im Fernsehen gesagt wird:

- „Den heutigen Regentag verdanken wir einem ausgedehnten Tiefdruckgebiet, das sich im Westen der Schweiz aufgebaut hat“, ist dieser Satz höchstens dann richtig, wenn wir uns

alle nach einer langen Trockenperiode nach ergiebigen Niederschlägen sehen. Sonst müsste es heissen:

- „Schuld an diesem Regentag ist ein Tiefdruckgebiet...“

Ebenso falsch ist es natürlich umgekehrt, wenn also die Schuld einer Sache zugewiesen wird, für die man dankbar sein muss Also nicht:

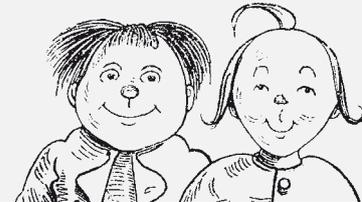
- „Schuld an seinen guten Leistungen ist vor allem der unermüdliche Einsatz seines Trainers.“

(me) Wir haben die modernste Technologie vor Ort - dieser Satz hätte früher gelautet „Wir haben die modernste Technik am Ort (oder an Ort und Stelle), und so könnte es auch heute noch heissen. Als wir Ende des letzten Jahres die Schreckensmeldungen von der Flutkatastrophe im Indischen Ozean vernahmen, wurde uns die Wendung „vor Ort“ geradezu eingebleut. Der Ausdruck stammt aus der Bergmannssprache und bezeichnet den Abbauraum in einem Stollen; heute wird er vor allem journalistisch für „direkt am Ort des Geschehens“

verwendet. So hörten wir etwa „Ulrich Tilgner berichtet vor Ort“, „das Care Team (warum nicht die Betreuungsguppe?) ist vor Ort“, viele freiwillige Helfer arbeiten vor Ort“. Eine gewisse Zurückhaltung beim Gebrauch dieser Wendung wäre durchaus angebracht, denn sie klingt in unseren (schweizerischen) Ohren doch ziemlich gestelzt, und sie ist nicht immer richtig, wenn das eigentliche Geschehen - beispielsweise der Tsunami - bereits mehrere Tage zurückliegt.

Der ebenfalls arg strapazierte Ausdruck Technologie ist im Grunde ein verkappter Anglizismus. In der englischen Sprache gibt es bloss das Wort „technology“ für Technik als die von Menschen künstlich bewirkten Prozesse, während „technique“ für die Methode (zum Beispiel bei der Ausübung einer Sportart) steht. Während der Englischsprachige vom „immense progress of technology“ sprechen muss, dürfen wir getrost vom „gewaltigen Fortschritt der Technik“ reden. Wenn wir andererseits die Entwicklungsar-

beit meinen, die hinter einem Produkt steht ist „Technologie“ das passende Wort. In sehr vielen Fällen, wo heute von „Technologie“ gesprochen wird, genügt somit die Bezeichnung „Technik“ - Übrigens: Auch die in den Medien und in der Alltagssprache jetzt fast ausschliesslich gebrauchte Wendung „Das macht Sinn“ für etwas, das sinnvoll ist oder einen Sinn ergibt, ist vom Englischen übernommen worden (this/that makes sense).



PostFinance: Deutsch und anderes

Die folgenden Zeilen befassen sich mit dem Sprachgebrauch auf den Netzseiten von PostFinance.

Mit dem Ausbau der Finanzdienstleistungen und deren Verselbständigung wurde es für die Post notwendig, diesem neuen Kind einen treffenden Namen zu geben. Dieser widerspiegelt aufs Trefflichste die Logik des heutigen Zeitgeistes: „Postfinanz“ erschien den Werbeverantwortlichen offenbar zu unattraktiv, zu farblos. Zwecks Wiedererkennung beginnt der Name zwar mit der altvertrauten „Post“ – aber der zweite Teil des neuen Markennamens überrascht in mehrfacher Hinsicht: Optisch auffällig wird er nahtlos und mit einem Grossbuchstaben beginnend angefügt, und vor allem entstammt er der englischen Sprache, um von Anbeginn klar und unmissverständlich zu dokumentieren, dass unsere Post fortan weit über die Schweiz hinaus tätig werden will.

Vor allem wenn es darum geht, neue Produkte und Dienstleistungen zu benennen, entschliessen sich die Werbefachleute, Öffentlichkeitsarbeiter und Vermarkter (Entschuldigung, ich meine natürlich die PR- und Marketingspezialisten) in den meisten Fällen für eine englische oder deutsch-englische Neuschöpfung wie *yellownet*, *yellowtrade* oder *Saldophone* (telefonische Abfrage des Kontosaldos). Das soll nicht nur global tönen, sondern wohl auch ein neues, internationales Selbstverständnis markieren.

Im Weltnetz (vormals Internet) haben sich unterdessen auch im deutschen Sprachraum anglisierende Benennungskonventionen etabliert, die auch von der Post übernommen und weitergeführt werden: E-Trading, E-Banking, Kunden-Login, Events oder MyPostFinance. Was bedeutet letzteres? Keine Bange:

ein Mausklick, und schon erscheint eine klare deutsche Erläuterung: „Anmeldung notwendig – Sie wollen einen Bereich betreten, der für angemeldete Besucher reserviert ist“.

Transparenz und Klarheit

Ich glaube, dass vor allem weltnetzgewandte und jüngere Postkunden keine Probleme sehen: Sie finden sich auf den gut strukturierten Netzseiten bestens zu recht, navigieren sicher durch alle Seiten und können durch eine Serie von Mausklicken gezielt die gewünschten Informationen einsehen und ausdrucken.

Weil die Erläuterungen und Anweisungen meist in tadellosem Deutsch formuliert sind, fällt dem kritischen Leser erst auf den zweiten Blick auf, wie inkonsequent die Sprache gehandhabt wird. Die Hauptquelle aller Schwierigkeiten liegt

dabei in der Vermischung von Deutsch und Englisch begründet.

Offenbar wollte die Post das Image (ich habe also nichts gegen solche seit langem etablierte Anglizismen) des „gelben Riesen“ loswerden und findet alle Neuschöpfungen mit yellow viel sympathischer: yellownet, yellowtrade, und wunderbar spielerisch die an die Jugend gerichtete Rubrik HelloYellow (unter Events – Tickets und Kontakte): „HelloYellow ist unsere Plattform für Informationen und Tickets zu den von uns gesponserten Anlässen.“

Problematisch wird es immer dort, wo nicht bloss innerhalb eines Satzes deutsche und englische Wörter verwendet, sondern neue deutsch-englische Wörter gebildet werden. Diese punkto sprachlicher Transparenz und Klarheit nachteilige Tendenz hat aber fast Programmcharakter und ist bereits in der Markenbezeichnung PostFinance angelegt. Beispiele (aus der Rubrik „Events“) sind etwa OpenAir Kinobios (Grossbuchstabe mitten im Wort resp. Hervorhebung der Wortfuge wie bei PostFinance, kein Bindestrich), PostFinance Classics (wie in DRS 2 „top class classics“), Tickets und Kontakte (Konzert-

billette heissen halt schon lange überall Tickets).

Ganz deutsch und trotzdem gut verständlich wären Freiluftkino, Postfinanz-Klassiker, Eintrittskarten und Kontakte. Ob die Angebote so zu unattraktiv tönen und weniger benützt würden (die Markt- und Werbespezialisten werden sofort sofort so argumentieren), müsste immerhin durch einen Praxistest ermittelt werden, um hier wirklich hieb- und stichfeste Beweise zu gewinnen. Übrigens: Die Erläuterung zu den PostFinance Classics tönt aber anders als erwartet: „Die PostFinance Classics haben Tradition. Seit 1996 treten in Bern, Genf, Basel, Luzern und Zürich Grössen wie Francisco Araiza, Edita Gruberova, Montserrat Caballé, Neil Shicoff oder Leo Nucci auf.“ Man beachte: Da ist tatsächlich von Grössen statt von Stars die Rede!

Hoffnungslos scheint die Sache also noch nicht. Vielleicht merken auch die Post-Verantwortlichen, dass Angebote in Deutsch klarer formuliert werden können als in Denglisch. Solange sich aber kein unmittelbarer Wettbewerbsvorteil daraus ergibt, werden wohl kaum Korrekturen vorgenommen. Es würde wirklich

eine gehörige Portion Selbstbewusstsein erfordern, hier mit eigenständigen deutschen Benennungen einen eigenen Weg zu gehen, ja gar als Pionier voranzugehen. Ich schliesse ich aber nicht aus, dass die Post – vorab im Interesse der Klarheit und Transparenz im Verkehr mit ihrer grösstenteils weiterhin deutschsprachigen Kundschaft – hier eines Tages mehr Mut und sprachliche Kreativität beweisen wird.

9. September 2005 / pgw



Rail Away... Ist der Zug abgefahren?

Mal abgesehen davon: das Lied „Sail away“ von Randy Newman hat nichts, aber auch gar nichts mit einem Schiff mit grünen Segeln zu tun – ausser in der Werbung.

Rail Away ist demzufolge auch kein Schreibfehler des bekannten Liedes und müsste darum streng genommen übersetzt werden mit „bahne fort“, „schiene weg“ oder „zugfahre ab“. Wie auch immer – es wäre zu schlicht „Auf grosse (Bahn-)Fahrt“ zu sagen oder „Einfach fort – einfach die Bahn“.

Im grossen und ganzen kommen die SBB ganz gut weg, wenn man ihren Netzauftritt nach Anglizismen untersucht.

Zwar findet sich die unvermeidbare „SiteMap“, wo „Corporate Finance & Controlling“ nichts Gutes erahnen las-

sen. Aber im wesentlichen ein moderater Einsatz des Englischen, in der Hoffnung, dass die Korporierten ab und zu auch mal selbst Bahn fahren, um zu wissen, was sie da beherrschen sollten (to control heisst in diesem Sinne nämlich beherrschen, nicht kontrollieren).

Wieschade, wenn einem dann „mySBB“ weismachen will, dass man sich hier die Bahn zur „Heimat“ machen kann; ja, „my Home sweet Home“, oder „My Home is my castle“, so waren die geflügelten Worte grammatikalisch richtig erdacht – und dann von Kennern der Sprache verkürzt worden. Und nun „MySBB“. Entschuldigung, die Verniedlichung ist nett gemeint, ich als GA-Besitzer weiss, was mir die Bahn in ganz Europa wert ist. Heimatlich wird's aber nicht mit „Englisch um jeden Preis“. „Die SBB für Fortgeschrittene“ – das wäre mir eine Ehre.

Komisch, wenn es heisst „Next Stop SBB Shop“, wo „Fan und Fun“ zu Hause sind. Nun gut, ich gebe zu – Worte, die uns in Fleisch und Blut übergegangen sind (wer ist denn heute schon noch Anhänger und hat Spass dabei?)“.

„Rail Advertising“ – das ist wohl Werbung, die man nutzbringend bei der SBB unterbringen und kraft der hohen Publikumsdichte auch von vielen gesehen bekommen kann. Warum eigentlich nicht schlicht „Für Werbung – Die Bahn“, so progressiv wie in den 1970er Jahren der Spruch „Für Güter – Die Bahn“. Ein Zeitzeichen, dass später „CargoDomizil“ daraus wurde.

Die RailCity schockiert. Entschuldigung, aber es hätte gereicht „SBB-Einkaufswelten“ zu sagen, für das Ende von Ladenschluss, Einzelhandel und Per-

sönlichkeit. Mal Hand aufs Herz: meine Heimatstadt hat schon eine „City“ – und wenn's so weitergeht, auch Dank der SBB, bald keine lebendige Innenstadt mehr. Die Arbeitslosen können dann Zug fahren.

„News“ statt Neuigkeiten, „Events“ statt „Erlebnisse“ und „Jobs“ (da blutet das Herz eines Eisenbahnersohns und –neffen, dessen Altforderen die Arbeit bei den SBB eher als Berufung denn als „Büez“ empfanden) sind nichts Neues – allerdings vermeidbar.

Die „RailExpo“ ist eine echte Sprachverkampfung, kombiniert sie doch die fanzösische Exposition mit der englischen Schiene. Ein hübsches Wortspiel hätte „le Chemin du fer vers l'ouest“ sein können, über die Eroberung des „milden Westens“. Das war ein gelungener Spruch.

Lächeln musste ich, als ich auf die vernetzen Worte „Gäste aus dem Ausland“ kam, die Informationen des „Swiss Travel Systems“ beinhalten. Es wäre einfacher, wenn gleich auf der vordersten Seite ein Hinweis stünde, der Gäste aus dem Ausland in ihrer jeweiligen Sprache auf die richtige Fährte locken würde. Der hochofereute Engländer, der hinter dem

„STS“ für ihn verständliche Informationen erwartet, muss sich enttäuscht weiter durchsuchen.

Fazit: für die SBB wäre ein Ausstieg aus dem Denglischen möglich, ein Verzicht auf englische Ausdrücke bedürfte der Mitarbeiter, die ihre Muttersprache beherrschen – auch in den anderen Landdessprachen. Der Zug rollt schon, ist aber noch nicht abgefahren.

*Daniel Grimm
Viel-Zug-Fahrer*



Der Bundesrat hat sich dazu durchgerungen...

...dem Wildwuchs der Logos auf den Briefköpfen seiner Ämter ein Ende zu setzen.

Die neue Schlichtheit (mit Schweizer Wappen) wird also Ende 2006 Realität sein. Sofern der Bundesrat keine Ausnahmen bewilligt. Das ist ihm allerdings zuzutrauen. Und dann hat er die antragstellende Arbeitsgruppe noch mit dem Auftrag versehen, sich mit der Benennung

der Organisationseinheiten zu beschäftigen. «Insbesondere sollen Anglizismen und Benennungen ohne klar erkennbaren Bezug zur Bundesverwaltung geändert werden», stand im versehentlich veröffentlichten vorbereiteten Communiqué. Aber so tapfer war der Bundesrat dann doch nicht.

Die Änderungen von Bezeichnungen und Kürzeln wie Fedpol (statt Bupo), Seco (statt Stawi), Swlsstopo (für die Landestopographie statt, wenn's wirklich sein muss, Toposuisse) oder Agroscope (für die fünf landwirtschaftlichen Forschungsanstalten) können, mit Ausnahme der letzten, die trotz «Benennungsmoratorium» eingeführt wurde, nur auf Antrag der betroffenen Ämter - und damit wohl gar nicht vorgenommen werden. So setzt der Bundesrat die Motion Berberat, wo er einen RütliSchwur zur Bekämpfung der Anglizismen in der Verwaltung abgelegt hatte, in der Realität um!

Für Remedur sorgen?

Es ist zu hoffen, dass das Parlament dem Bundesrat auf die Finger klopfen und damit der «Arbeitsgruppe Terminologie» den Rücken stärken wird. Diese hat es

nötig. Denn bereits sie nennt sich lieber «Arbeitsgruppe CD» (für Corporate Design): Wasser predigen und Wein trinken. That's FedBerne.

Aus einem Zeitungsmagazin (gekürzt)



Die Sprache im Spiegel der Medien

Der Gesetzesredaktor soll denken wie ein Philosoph und schreiben wie ein Bauer

Um die immer komplexere Realität einzufangen, werden Gesetze am laufenden Band produziert. Die Erlasse werden dabei stets komplizierter, was zu einer Entfremdung zwischen Gesetzgeber und Bürgern führt. International gilt die Schweiz als Leuchtturm einer klaren Gesetzgebung, obwohl auch hier nicht alles Gold ist, was glänzt.

rom. Der eben in Pension gegangene Leiter der deutschen Sektion der Zentralen Sprachdienste der Bundeskanzlei, Werner Hauck, blickt auf die Früchte seines rund dreissigjährigen Wirkens im Dienste der Verständlichkeit der Gesetze. Sogar Brüssel bewundert die Schweiz auf diesem Gebiet. Hauck wurde von der EU eingeladen, über das schweizerische Gesetzgebungsverfahren zu referieren.

Die von der EU formulierten Richtlinien sind auch für Hauck blanker sprachlicher Horror. Viele EU-Erlasse gelten als schwer zugänglich. Ihre Regelungsdichte sei generell ausserordentlich hoch, ihr Aufbau oft unzureichend, und ihre Sprache zeige alle Merkmale von Wucherungen.

Für die Schweizer, die sich um eine möglichst klare und einfache, kurz, um eine bürgernahe Gesetzessprache bemühen, war die Begegnung mit der Sprache der EU «wie ein Schock», wie sich Hauck erinnert.

Bereits 1978 hatte man im Bundeshaus eine verwaltungsinterne Redaktionskommission geschaffen, die dafür zu sorgen hat, dass die Gesetze und Verordnungen für die Bürgerinnen und Bürger verständlich sind. Der Kommission gehören Sprachwissenschaftler und Juristen an.

NZZ 6. Sept. 2005 (gekürzt)

Die Bubenberg-Gesellschaft und dann der Sprachkreis Deutsch haben viele Jahre hindurch Sprachfreunde im Elsass unterstützt. „Land un Sproch“ ist die neue Stimme, die sich bei uns gemeldet hat. Wir empfehlen sie der Aufmerksamkeit unserer Leser (skd)

CULTURE ET BILINGUISME
D'ALSACE ET DE MOSELLE
RENÉ SCHICKELE GESELLSCHAFT
**LAND un
SPROCH** LES CAHIERS
DU BILINGUISME

Die Zeitschrift für Elsass-Lothringen, *Land un Sproch*, ist auf französisch, deutsch und in Mundart gehalten; sie hat A4-Format und umfaßt 32 Seiten. Sie kämpft für die Zweisprachigkeit, die in Frankreich amtlich verpönt ist.
Anschriif: S.A.L.D.E., 5 bild de la Victoire,
67000 Straßburg, Fernsprecher: 0388364830.
E-Post: bilinguisme.alsace@free.fr

„Einelternfamilie“

Ein neues Unwort des Jahres ist geboren! Die Einelternfamilie“. Es ist jüngst im Nationalrat aufgetaucht und zeugt von einer beängstigenden Geistesverwirrung. Es gibt ein paar Wörter in unserer Sprache, die nur im Plural vorkommen, die Geschwister zum Beispiel, oder die Leute. Dazu gehören auch die Eltern. Das Wort leitet sich ab von den „Älteren“, und gemeint sind damit Vater und Mutter in ihrem Verhältnis zu den Kindern. Der Eiter (Vater) oder die Eiter (Mutter) gibt es nicht. Wenn wir heute von der „Einelternfamilie“ reden, ist das nicht nur ein sprachlicher Blödsinn, es ist vor allem ein Zeichen unseres gesellschaftlichen Zerfalls, der auch den Zerfall der Familie nach sich zieht. Zu einer Familie gehören die Eltern (Vater und Mutter). Wenn es nur noch einen Elternteil gibt, spricht man heute von der „alleinerziehenden Mutter“ oder vom „alleinerziehenden Vater“. Aber das ist dann keine Familie mehr. Das sind nur noch die Ruinen einer klassischen Familie. Die „Einelternfamilie“ gibt es nicht. Das ist ein absurdes Wortgebilde, mit dem wir uns über den bedrohlichen Zerfall und Verlust der Familie hinwegzutäuschen versuchen.

Wiener Sprachblätter 3/2005

„widerspiegeln“

J. Unger aus L. bat um Auskunft zur Wortstellung bei einem zusammengesetzten Verb. Ihm schreibt VDS-Sprachberater Dieter Burkert:

Bei „widerspiegeln“ geht es um den Verbzusatz „wider-“, d. h. um den Teil eines Prädikats, der keine Merkmale hinsichtlich Person, Numerus, Tempus oder Modus, also keine verbale Prägung besitzt. Gemäß der Drachschen Satzfeldlehre steht dieser Zusatz im 3. Satzfeld, dem Nachfeld. Wie bei den „festen“ Zusammensetzungen „wiederholen“, „widersprechen“, „unterstützen“, „durchbrechen“, „unterstellen“ usw. liegt die Betonung zwar auf dem Verb, das Partizip „widergespiegelt“ ordnet unser Beispiel jedoch der Gruppe der „unfesten“ Zusammensetzungen zu. Richtig ist deshalb „Die gesellschaftlichen Verhältnisse spiegeln die Produktionsverhältnisse der jeweiligen Zeit wider“.

SN 3/2005

Deutsch statt Denglisch

EM - Der Verein Deutsche Sprache e.V. (VDS) hat seine Anglizismenliste 2005 veröffentlicht. [Der Sprachkreis Deutsch arbeitet daran mit] Die Liste, die neuerdings den Namen Anglizismenindex trägt, enthält 6.033 Wörter, die aus dem Englischen in den deutschen Sprachgebrauch übernommen wurden oder gerade übernommen werden. Der Index versteht sich als Übersetzungshilfe, um „denglische“ Begriffe ins Deutsche übersetzen zu können.

Der Anglizismenindex wird jährlich aktualisiert, nicht zuletzt auf der Grundlage von Übersetzungsvorschlägen, die dem „Sprachschutzverein“ im Internet zugesandt werden können. Das Verzeichnis kann im Netz kostenlos genutzt werden unter www.anglizismenindex.de und ist überdies unter dem Titel „Der Anglizismen-Index, Gewinn oder Zumutung?“ als Buch erschienen (IFB Verlag, Paderborn, ISBN 3-931263-55-3, 22 Euro).

Der SKD gibt eine beschränkte Anzahl Expl. zum Sonderpreis von Fr.30.- inkl. Porto ab (Vorkasse, PC 30-36930-7, Sprachkreis Deutsch, 3000 Bern).

Das Argument, daß gerade ältere Leute, die kein Englisch kennen, wissen sollten, was der Anglizismus bedeutet, ist ein vergifteter Apfel. Das Globalkapital versucht binnen weniger Jahre die deutsche Sprache auf allen vitalen Lebensgebieten abzuschaffen, und das Denglisch der Öffentlichkeit ist die sanfte Übergangsmethode für die künftigen Proles (große Unterschicht), die weder richtiges Deutsch noch richtiges Englisch verstehen sollen, damit sie voll manipulierbar werden (Dahrendorf: Ohne Muttersprache keine Demokratie) nach dem Vorbild der US-amerikanischen Unterschicht.

K.D. in R. , Juli 2005

Briefsache

„E m a i l , das ist ein gebrannter Schutzüberzug für Kochtöpfe und Badewannen und wird in der Regel nicht auf elektronischem Weg versandt.“

*Bastian Sick („Zwiebelfisch“
im Magazin DER SPIEGEL) :*

Warum nicht „Netzbrief“? (skd)

Kein gutes Beispiel

Mental-Trainer F. W. versuchte, Hauptschülern positives Denken zu vermitteln. Das hat es noch nicht gegeben: Die drei Hauptschulen in N. haben sich den Mental-Trainer F.W. ins Haus geholt, der mit Neuntklässlern einen Vormittag lang an deren Selbstbewusstsein und Motivation gearbeitet hat. Oder arbeiten wollte.

F.W. hat seinen Preis. Vier Stunden „Mental-Coaching“, Denglisch für mentales Training, kosten satte 2500 Euro. Und das ist schon ein Sondertarif. [...]

Netzinfo , 7.Okt. 2005 (gekürzt)

Denglisch ist eine Droge

Don't drug and drive, the needle may miss your vene!

Euer Texter muß high sein. Auch Denglisch ist eine Droge, bei der zuerst die Hirnzellen absterben.

Paßt auf den Fixer auf, er hat AIDS (Anglizismen In Deutscher Sprache), und das ist ansteckend, wie Eure Seiten beweisen.

*Der empörte Bürger A.B. schreibt
einer anglizierenden Fach-
zeitschriftredaktion*

Bertolt Brecht...



...sprach beinahe genauso schlecht Englisch wie Albert Einstein. Beide lebten In den USA im Exil. Über seine scheiternden Versuche, sich

die englische Sprache anzueignen, sagte Brecht: „Ich muss gleich sagen: Ich habe nicht die geringste Hoffnung, die amerikanische Umgangssprache je zu erlernen. Es fehlt mir gewiß nicht die Neigung und schon gar nicht der äußere Antrieb. Es ist etwas anderes, das mir fehlt. Ich versuche schon sein einiger Zeit, mich in der Landessprache auszudrücken. Dabei habe ich festgestellt, daß ich bei Diskussionen nicht das sage, was ich sagen will, sondern das, was Ich sagen kann. Und das sind, wie man sich denken kann, sehr verschiedene Dinge. Man könnte vermuten, dieser verwirrende Zustand sei ein vorübergehender“, etwas mehr Studium könne Erleichterung schaffen. Das ist leider nicht zu erhoffen.

D.F. in SN 3/2005

Betreff: Sprachenwirrwarr und Ausdrucksmischmasch im deutschen JELMOLI Katalog
Datum: 29. September 2005 12:51:59 GMT+02:00
An: Service@jelmolishop.ch
Cc: info@sprachkreis-deutsch.ch, defendedufrancais@defendedufrancais.ch

Man hat sich zwar in den letzten Jahren an Artikelbezeichnungen wie Comic-Shirts, Basic-oder Stretch-Jeans, Sweat- und outdoor-Jacken, Tank-Tops usw. gewöhnt. Dass Sie aber Ihre Werbebrochüren und Kataloge zusätzlich mit kunterbuntem Kauderwelsch, der sprachlich ebenso falsch wie missverständlich ist, schmücken, lässt den geeigneten Kunden eher vor einer Bestellung zurückschrecken.

Ich zitiere:

HAPPY PRICE - dass ein Preis glücklich sein kann, habe ich bisher nicht gewusst !
BEST CHOICE - eine noch bessere als die beste Wahl ?
SUPERSOFT - tönt superweich nicht weich genug ?
SPORTIVER CITY-CHIC sportlich chic, so wird nicht auch noch „sportif“ verunglimpft
TRENDY - eine Eigenerfindung zum Trend ?
EDEL-LOOK - ein edles Äusseres oder Aussehen klingt verlockender
FLASHLIGHTS - diese Blitzlichter rufen förmlich nach einer Sonnenbrille !

Wenn Ihre MARKETING MANAGER und PUBLIC RELATIONER glauben, sie seien TRENDY und UP-TO-DATE und WELCOME TO THEIR CUSTOMERS mit derartigem LAYOUT, so kann man nur sagen, sie sind BACKSTANDING und OUT OF TIME.

Jedes gut geführte Unternehmen, das Wert auf ein korrektes und attraktives Preis-Leistungs-Angebot legt, hat bereits lange begriffen, dass mit derart saloppen, teils an den Haaren herbeigezogenen Schlagwörtern englisch-deutscher Herkunft, keine Umsatzsteigerung erzielt werden kann.

Versuchen Sie einmal - abgesehen von sich inzwischen teilweise eingebürgerten Artikelbezeichnungen - für Ihre schweizerische Kundschaft, sowohl in der deutschen Schweiz als auch in der Romandie, Ihre neuen Verkaufsunterlagen in der jeweiligen Landessprache aufzumachen - Sie werden etliche begeisterte Kunden hinzugewinnen.

V i e l G l ü c k - b o n n e c h a n c e
Ingeborg Theek

Megakrass. Affengeil.

Wie reden und schreiben Jugendliche? – «Talk» und SMS zwischen Mundart und Frühenglisch.

Eine Fachtagung der Schule für Angewandte Linguistik
Dienstag, 15. November 2005 von 16.30–20 Uhr, Kongresshaus Zürich, Kammermusiksaal

Ist im Dialekt präzises Formulieren möglich? Verwischt der Dialekt die Unbedarftigkeit des Ausdrucks? Oder handelt es sich bei der Dialektwelle bloss um eine kurzlebige Modeströmung, die von selbst wieder verschwinden wird? Nehmen Anglizismen im Alltag überhand? Braucht es Abwehrstrategien oder gar einen Bann? Immer mehr Medien und allen voran die Privatradiostationen kultivieren eine Jugendsprache, die ebenso anbiedernd wie künstlich wirkt. Untergraben die Medien damit die Anstrengungen der Schule, den Kindern und Jugendlichen gutes Deutsch beizubringen?

Fragen wie diese stehen im Raum, wirklich zufriedenstellende Antworten sind noch nicht gefunden. Fachleute aus den Medien und der Sprachlehrpraxis diskutieren die Thesen der Wissenschaft und kommentieren die Entwicklung aus ihrer Warte.

16.15 Eintreffen der Gäste, Getränkebar

16.45 Begrüssung

Suzanne Bänziger, Schulleiterin der SAL

16.50 Die Mission der SAL

Dr. Ludwig Hasler, Präsident des Stiftungsrats der SAL

17.00 Input-Referate: Wie Jugendliche reden und schreiben

Prof. Dr. Christa Dürscheid, Universität Zürich

Prof. Dr. Peter Sieber, Prorektor der Pädagogischen Hochschule Zürich PHZH

18.00 Podiumsgespräch mit Impuls-Voten

Prof. Dr. Christa Dürscheid, Universität Zürich

Dr. Ludwig Hasler, Präsident des Stiftungsrats der SAL

Sabine Danuser, Chefredaktorin Elternzeitschrift «Fritzi und Fränzi»

Prof. Dr. Peter Sieber, Prorektor der PHZH

Moderation: Peter Rüttsche, Abteilungsleiter Journalismus an der SAL

19.00 Begegnungspapéro

Anmeldung und Information

Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt und gelten als definitiv. Als Bestätigung erhalten Sie eine Rechnung mit Einzahlungsschein. Die Tagungsunterlagen erhalten Sie am 15. November 2005 vor Ort im Kongresshaus.

Bei Annullation der Anmeldung bis zwei Wochen vor der Tagung wird eine Bearbeitungsgebühr von Fr. 30.– erhoben, bei späterer Abmeldung wird der ganze Tagungsbeitrag fällig. Es ist jedoch jederzeit möglich, eine Ersatzperson zu benennen.

Tagungsbeitrag: Fr. 80.– pro Person (inkl. Begegnungspapéro)

Anmeldung:

SAL Schule für Angewandte Linguistik

Sonneggstrasse 82, 8006 Zürich, Tel. 044 361 75 55

E-Mail: info@sal.ch

The background is a solid blue color with several overlapping, curved, light blue lines that create a sense of motion and depth. These lines are roughly oval or teardrop-shaped and are positioned in the upper and middle portions of the frame.

www.sprachkreis-deutsch.ch